

Armin Owzar

Konfliktscheu und beredtes Schweigen:

Die Kneipe als Kommunikationsraum im deutschen Kaiserreich

Sie sei ein „Salon der Armen“,¹ „eine Art Volkshochschule“,² ein „Bollwerk der politischen Freiheit des Proletariats“³: Schon unter den Zeitgenossen des Kaiserreiches herrschte kaum ein Zweifel über die zentrale Bedeutung der Gastwirtschaft für die deutsche Arbeiterschaft. Mit Ausnahme weniger Stimmen, etwa seitens des Deutschen Arbeiter-Abstinentenbundes,⁴ priesen die Sozialdemokraten die Kneipe als unverzichtbaren Ort für die politische Emanzipation des Proletariates, nicht zuletzt aufgrund ihrer Erfahrungen aus sozialistengesetzlicher Zeit: hatte sie sich doch seinerzeit als nahezu idealer Schutzraum für die verfolgten Vereine erwiesen. Die historische Forschung hat diese insbesondere von Karl Kautsky popularisierte Deutung aufgenommen und fortgeschrieben.⁵ Tatsächlich ist die Kneipe des Kaiserreiches als „Ort des Alltags“⁶ kaum zu unterschätzen. Dafür spricht schon deren flächendeckende Präsenz,⁷ vor allem aber die Vielfalt der von ihr erfüllten Funktionen. Die Kneipe war ein „halböffentlicher gesellschaftlicher Freiraum“, dessen Grenzen die Polizei nur ansatzweise zu überschreiten vermochte.⁸ Sie diente Arbeitslosen als Aufenthaltsraum, Arbeitssuchenden als Vermittlungsstelle, Arbeitern als Ort der Pausen- und Freizeitgestaltung.⁹ Arbeiter, aber auch Angehörige der Mittelschichten verkehrten hier abends, mitunter auch morgens und mittags, nicht nur zwecks Nahrungsaufnahme oder Getränkeversorgung, sondern auch, um miteinander ins Gespräch zu kommen, um sich über private wie öffentliche Angelegenheiten zu unterhalten. Denn die Kneipe war immer auch ein, wenn nicht sogar das Kommunika-

1 Adolf Levenstein: Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912, S. 244.

2 Johannes Schult: Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor. Ein Beitrag zur hamburgischen Kulturgeschichte, Hamburg 1954, S. 42f.

3 Karl Kautsky: Der Alkoholismus und seine Bekämpfung, in: Die neue Zeit 9/2 (1890/91), S. 1–8, 46–55, 77–89 und 105–116, hier S. 106.

4 Siehe dazu insbesondere die Beiträge in dem seit 1902 vom Deutschen Arbeiter-Abstinentenbund herausgegebenen Organ *Der Abstinente Arbeiter*.

5 Vgl. etwa James S. Roberts: Wirtshaus und Politik in der deutschen Arbeiterbewegung, in: Gerhard Huck (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit, Wuppertal 1980, S. 123–139.

6 Vgl. Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte, München 1994.

7 Reichsweit kamen im Juni 1895 durchschnittlich 221 Einwohner auf eine Wirtschaft. Siehe Georg Schufftan: Studien über die gewerbliche Entwicklung des Gast- und Schankwirtswesens in Deutschland, Breslau 1903, S. 35.

8 Lothar Machtan: Streiks im frühen deutschen Kaiserreich, Frankfurt am Main/New York 1983, S. 62.

9 Siehe dazu insbesondere Ulrich Wyrwa: Branntwein und „echtes“ Bier. Die Trinkkultur der Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990, S. 157f.

tionszentrum schlechthin.¹⁰ Prinzipiell stand sie den Angehörigen aller Schichten, aller Glaubensgemeinschaften, aller politischen Lager, nahezu aller Generationen sowie beider Geschlechter offen: Bürgern wie Arbeitern, Sozialdemokraten wie Liberalen und Antisemiten, Juden wie Christen, Männern wie Frauen, Einheimischen wie Zugewanderten.

Angesichts der vielfältigen, tiefgreifenden und mittels Massenprintmedien nahezu allen Bürgern des Reiches zugänglich gemachten Konflikte, die diese Gruppen im Kaiserreich miteinander austrugen, stellt sich die Frage, wie diese damit in der Kneipe umgingen, welchen Niederschlag die politischen Auseinandersetzungen, sozialen Verteilungskämpfe und kulturellen Identitätskonflikte im Alltag fanden. Damit ist auch die Frage verbunden, wie diese Gruppen miteinander kommunizierten. Schließlich besteht soziales Handeln in weiten Teilen aus Kommunikation.¹¹ Aus einer solchen Perspektive ist es nur konsequent, nicht nur nach den Kommunikationsinhalten, sondern auch nach den Kommunikationsformen zu fragen: also nicht nur danach worüber, sondern auch wie miteinander gestritten wurde. Insofern es sich bei den Formen von Konfliktaustragung in der Regel um kollektive Handlungsmuster handelt, stellt sich zugleich die Frage nach den Ursachen und den Folgen des Kommunikationsverhaltens: auf welche gesellschaftlichen Konstellationen es zurückzuführen ist und welche Auswirkungen es auf die innergesellschaftliche Entwicklung der Zwischenkriegszeit hatte. Dabei ist davon auszugehen, dass es spezifische Unterschiede im Kommunikationsverhalten gab, je nach sozialer Lage, Milieuverbundenheit, Geschlechtszugehörigkeit und Organisationsgrad.¹² Wie lässt sich eine solche Vermutung empirisch nachweisen?

Drei Fragen sind es, die im Folgenden beantwortet werden sollen, um den Komplex interpersonalen Kommunikationsverhaltens in den Griff zu bekommen. Erstens: Kamen die Angehörigen der verschiedenen politischen Lager und Milieus, der verschiedenen Schichten, der Glaubensgemeinschaften, der Ethnien und nicht zuletzt der beiden Geschlechter überhaupt miteinander ins Gespräch? Zweitens, gesetzt den Fall, dass sie miteinander sprachen: Worüber unterhielten sie sich? Wurden auch solche Themen angeschnitten, die Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gesprächsteilnehmern zutage treten ließen und deren unterschiedliche Identität berührten? Und drittens: Wie verliefen die Gespräche in solchen Fällen? Wie gingen die Kommunikanten mit Dissens und Differenz um?

Gerade die seit 1890 einsetzende Fundamentalpolitisierung der deutschen Gesellschaft rechtfertigt es, sich zur Beantwortung dieser Fragen auf die beiden Jahrzehnte um 1900 herum zu konzentrieren.¹³ Um so mehr, als mit der Konstituierung des sozialdemokrati-

10 Siehe dazu auch Thomas Mania: „Weiße was – ‘nen Schnaps?“ Die Gaststätte als Kommunikationszentrum. Theorie und Praxis am Beispiel eines Dortmunder Wohnquartiers, Münster/New York/München/Berlin 1997.

11 Vgl. Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern/Stuttgart/Wien 8 1990, S. 51.

12 Das macht die vorliegende Studie anschlussfähig an Fragen, die auch von der Milieuforschung, der Geschlechtergeschichte und der politischen Kulturgeschichte aufgeworfen worden sind. Für eine ausführliche Behandlung der methodischen Prämissen und eine Diskussion des aktuellen Forschungsstandes sei verwiesen auf meine demnächst erscheinende Habilitationsschrift: Kommunikation und Konflikt. Studien zum Sprechen und Schweigen in der wilhelminischen Großstadt.

13 Vgl. Hans-Peter Ullmann: Politik im deutschen Kaiserreich 1871–1918, München 1999, S. 25.

schen und des katholischen Milieus politische Gesinnung und Konfession zu dominanten distinktiven Merkmalen der gesellschaftlichen Ordnung geworden waren.¹⁴ Mit dem Aufkommen des Antisemitismus und der Erörterung der sogenannten Frauenfrage waren zudem zwei weitere, die Identität zahlreicher Kommunikanten eng berührende Themen auf die Agenda getreten.¹⁵

Insofern sich die Sozialbeziehungen in der Gesellschaft der großen Städte überdurchschnittlich komplex gestalteten, wurden hier auch die Konflikte besonders heftig ausgetragen. Wenn im Folgenden die Hansestadt Hamburg im Zentrum der Betrachtungen steht, dann nicht nur, weil diese einen multikulturellen Mikrokosmos auf besonders hohem Konfliktniveau bildete,¹⁶ sondern auch aufgrund der nahezu idealen Quellenlage. Denn mit den rund 20.000, erstmals von Richard J. Evans bearbeiteten Vigilanzberichten der hamburgischen Polizei liegt eine Überlieferung vor, die wie kein anderer Bestand über das Kommunikationsverhalten in Kneipen Auskunft zu geben vermag.¹⁷ Die inkognito ermittelnden Polizisten, die zwischen 1892 und 1910 beinahe täglich ausschwärmten, um einen Bericht über die politische Stimmung zu erstellen, haben darin nicht nur den Inhalt zahlreicher Gespräche festgehalten, sondern vielfach auch den Gesprächsverlauf, die Art und Weise, wie die Kommunikanten miteinander sprachen. Überdies ist den Angaben zur sozialen, politischen, ethnischen und geschlechtlichen Zusammensetzung des Publikums zu entnehmen, wer in den Kneipen verkehrte, wer mit wem sprach und – wer mit wem nicht sprach.

Kommunikationsgemeinschaften

Auch ein Mann, der in einem überfüllten Wartesaal vor sich auf den Boden starrt oder die Augen schließt, kommuniziert: teilt er doch den anderen Anwesenden mit, dass er weder ge-

14 Siehe Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1: *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, S. 428–468 und Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde: *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914*, Bonn 1992.

15 Siehe Helmut Berding: *Moderner Antisemitismus in Deutschland*, Frankfurt am Main 1988, S. 86–164 und Ute Planert: *Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität*, Göttingen 1998.

16 Siehe in diesem Zusammenhang die Studien von Richard J. Evans: *Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830–1910*, Reinbek 1996 sowie die einschlägigen Beiträge in dem von Arno Herzig, Dieter Langewiesche und Arnold Sywottek herausgegebenen Sammelband: *Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem 18. Jahrhundert*, Hamburg 1983. Für einen Überblick über Hamburgs Stadtgeschichte im späten Kaiserreich siehe Werner Jochmann: *Handelsmetropole des Deutschen Reiches*, in: ders./Hans-Dieter Loose (Hg.): *Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner*, Bd. 2: *Vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, Hamburg 1986, S. 15–129.

17 Im Folgenden zitiert als StaatsA HH, 331–3, *Politische Polizei*, S 3930. Dabei handelt es sich um insgesamt 50 Einheiten, die zum Teil mehrere (bis zu zwölf) Bände umfassen. Eine Auswahl dieser Berichte findet sich bei Richard J. Evans (Hg.): *Kneipengespräche im Kaiserreich. Die Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892–1914*, Reinbek 1989 und in der von der Galerie Morgenland herausgegebenen Edition „*Ich erlauchte folgendes Gespräch: ...*“. Mit Polizeispitzeln durch Eimsbütteler Kneipen der Jahrhundertwende, Hamburg 1995. Zur Quellenkritik siehe grundsätzlich die Ausführungen von Evans, in: ders. (Hg.): *Kneipengespräche*, S. 7–39.

willt ist zu sprechen noch angesprochen zu werden. „Man kann nicht *nicht* kommunizieren“, hat Paul Watzlawick aus solchen Situationen gefolgert. Sobald Schweigen eine bewusste Alternative zur verbalen oder auch nonverbalen Kommunikation gestischer wie mimetischer Art darstelle, handele es sich um einen Akt interpersonaler Kommunikation.¹⁸ Demnach muss auch das Segregationsverhalten zwischen Angehörigen gesellschaftlicher Großgruppen als Kommunikationsakt betrachtet werden, sofern es aus einer bewussten Entscheidung resultiert.

Natürlich sind es auch räumliche, materielle und zeitliche Faktoren, die zumindest bis zu einem gewissen Grad das Segregationsverhalten während der Freizeit determinieren: das finanzielle Budget, das dem Einzelnen zur Verfügung steht, der unterschiedliche Zeithaushalt,¹⁹ nicht zuletzt auch die Wohnverhältnisse. Faktoren, die gerade in sozial relativ homogen strukturierten Stadtvierteln Hamburgs wie dem großbürgerlichen Harvestehude, dem ländlichen Horn und den Slums der südlichen Neustadt ihre Wirkung entfalteten.²⁰ Gleichwohl gab es auch zahlreiche sozial, konfessionell und ethnisch durchmischte Stadtteile, Viertel wie Eimsbüttel oder Eppendorf, in denen Polen und Deutsche, Protestanten und Juden, Arbeiter und Lehrer, Sozialdemokraten und Antisemiten Tür an Tür wohnten.²¹ Es sind die Kneipen dieser Stadtteile, die im Zentrum der folgenden Betrachtungen stehen. Denn die hier allenthalben zu beobachtende Segregation lässt sich aufgrund des deutlich geringeren Ausmaßes an determinierenden Faktoren eindeutig auf einen Akt bewussten Handelns zurückführen. Wir unterscheiden dabei drei Typen von Kneipen: *offene*, *halboffene* und *geschlossene Räume*. Wie in den offenen verkehrt auch in den halboffenen Räumen ein heterogen zusammengesetztes Publikum, allerdings zu unterschiedlichen Zeiten oder in voneinander hierarchisch abgegrenzten Teilräumen (in verschiedenen Zimmern oder an verschiedenen Tischen). In geschlossenen Räumen treffen wir dagegen fast ausschließlich auf Angehörige ein und derselben Gruppe. Dem Unkundigen signalisiert hier in der Regel eine Vielzahl nonverbaler wie verbaler Zeichen, welche Gäste erwünscht und welche ungebeten sind.

Eine quantifizierende Auswertung der Vigilanzberichte zeigt, dass geschlossene Räume die hanseatische Kneipenlandschaft dominierten. Das Publikum organisierte sich insbesondere längs sozialer Trennlinien. Nur in 11,1 Prozent aller visitierten Kneipen stießen die Beamten auf ein sozial gemischtes Publikum. In 2,2 Prozent handelte es sich um halboffene Räume, zumeist waren dies Kneipen, die morgens oder mittags von Arbeitern und abends von Angehörigen der Mittelschichten aufgesucht wurden. Die absolute Mehrheit (86,7 Prozent) bildeten die geschlossenen Räume. Sie wurden vor allem von Arbeitern (88 Prozent)

18 Watzlawick/Beavin/Jackson, S. 53.

19 Für Hamburg siehe dazu die Studie von Wolfgang Nahrstedt: Die Entstehung der Freizeit. Dargestellt am Beispiel Hamburgs. Ein Beitrag zur Strukturgeschichte und zur strukturgeschichtlichen Grundlegung der Freizeitpädagogik, Göttingen 1970.

20 Siehe dazu grundsätzlich die Studie von Clemens Wischermann: Wohnen in Hamburg vor dem Ersten Weltkrieg, Münster 1983.

21 Für genaue Angaben zur sozialen und konfessionellen Zusammensetzung sei verwiesen auf das vom Statistischen Bureau der Steuer-Deputation herausgegebene Statistische Handbuch für den Hamburgischen Staat 4, Hamburg 1891.

besucht; den besseren Schichten zuzurechnende Gäste machten nur 12 Prozent²² aus. Angehörige der Oberschicht befanden sich darunter nicht. Denn die hanseatische Elite pflegte, von Geschäftsessen einmal abgesehen, kaum auszugehen. Man blieb unter sich, en famille oder im engsten Freundeskreis.²³

Zumeist ließ sich schon von außen erkennen, welches soziale Publikum in einer Kneipe verkehrte. Bei den zahlreichen im Keller eines mehrstöckigen Hauses gelegenen Lokalen handelte es sich ausschließlich um Arbeiterkneipen. Bereits das Hinabsteigen über die nach unten führende Eingangstreppe musste ein bürgerlicher Gast als sozialen Abstieg wahrnehmen. Des Weiteren gaben ihm die an der Eingangstür angebrachten Vereinsschilder zu verstehen, welche Klientel hier verkehrte. Spätestens beim Betreten der Kneipe belehrte ihn ein Blick auf das dürftige Mobiliar, dass er fehl am Platze war. Vice versa schreckte die gediegene Außengestaltung eines von bürgerlichem Publikum frequentierten Lokals den einfachen Arbeiter ab. Auch die dort angebrachte Getränkekarte erfüllte eine exkludierende Funktion: dort, wo Wein und Likör angeboten wurden, erwartete man ein gut situiertes Publikum; der einfache Mann hatte sich mit Schnaps und Bier zu begnügen. Wer alle diese Zeichen missachtete, wer auch die Kleidung und die Blicke der einer anderen Schicht angehörenden Gäste nicht zu lesen verstand, der wurde dann nicht selten vom Wirt auf unliebsame Weise nach draußen befördert.

Aber nicht nur zwischen den Klassen und Schichten, sondern auch innerhalb der Unterschichten bestanden nahezu unüberschreitbare Grenzen. James L. Roberts' These, der zufolge die Kneipe soziale Interaktionen berufs- und betriebsübergreifender Art ermöglicht und damit zu einer Verständigung verschiedener Gruppen innerhalb der städtischen Bevölkerung beigetragen habe,²⁴ lässt sich durch eine statistische Auswertung der Vigilanzberichte eindeutig widerlegen. Eine stichprobenartige Auswertung von 184 Kneipenberichten mit konkreten Angaben zur berufsspezifischen Zusammensetzung des Publikums ergibt, dass nur in 35 Prozent Unterschichtler, die unterschiedliche Berufe ausübten, aufeinander trafen. In mehr als der Hälfte aller Fälle waren an solchen Treffen ein Briefträger oder ein Kutscher beteiligt, die aufgrund ihrer Tätigkeit geradezu gezwungen waren, ihre knapp bemessene Pause im nächstbesten (Arbeiter-)Lokal zu verbringen. Hafenarbeiter und Gesellen, Straßenreiniger und Arbeitslose, Fabrikarbeiter und Bauarbeiter, Maler und Schlachter, sie hatten jeweils ihre eigenen Stammlokale. Unter Nichtberücksichtigung der Kutscher und Briefträger sind denn auch nur in 12,9 Prozent aller ausgewerteten Kommunikationssituationen Begegnungen berufsübergreifender Art dokumentiert.²⁵

22 Ausgewertet wurden 144 Vigilanzberichte, die Schutzmann Jochum, ein besonders guter Beobachter der sozialen Zusammensetzung des Kneipen-Publikums, zwischen dem 7. Dezember 1892 und dem 30. Dezember 1893 angefertigt hat, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 390–4, Bd. 1.

23 Das ist auch den zeitgenössischen Erinnerungsberichten zu entnehmen, etwa dem Büchlein von Alfred Lichtwark: Hamburg. Niedersachsen, Dresden 1897.

24 So Roberts, S. 126f.

25 Ausgewertet wurden hierfür 184 Vigilanzberichte, die die Schutzleute Jochum, Meyer und Scharnweber, drei besonders gute Beobachter der beruflichen Zusammensetzung des Kneipen-Publikums, zwischen dem 7. Dezember 1892 und dem 30. Dezember 1893 (Jochum), dem 24. Mai und 19. August 1910 bzw. dem 17. Oktober und dem 31. Dezember 1910 (Meyer) sowie dem 17. Juni und dem

Einen Segregationsprozess von vergleichbarem Ausmaß beobachten wir in der Kneipe in der politischen Zusammensetzung des Publikums. Seit den Sozialistengesetzen hatte sich vor allem die Sozialdemokratie des Wirtshauses bemächtigt und es zu einem zentralen Raum klandestiner Versammlungen umfunktioniert. Auch nach der Nichtverlängerung des Gesetzes blieb die Gaststätte ein Zentrum politischer Kommunikation. Eine besondere Rolle bei der Umwandlung zahlreicher Kneipen zu exklusiv sozialdemokratischen Räumen spielte der Wirt. Während der Ausnahmezeit hatte dieser eine Art Kontrollfunktion ausgeübt. Nur des Spitzeltums unverdächtige Gäste hatte er ins Hinterzimmer passieren lassen und bei Polizeirazzien war ihm aufgetragen worden, die heimlich tagenden Genossen mittels einer Klingel zu warnen. Aber auch nach 1890 sorgte der Wirt dafür, dass die Genossen unter sich blieben, etwa durch die von ihm vorgenommene Gestaltung des Innenraums: durch das Aufhängen roter Gardinen, das Auslegen sozialdemokratischer Tageszeitungen und das Aufhängen von Portraits sozialistischer Vordenker und Reichstagsabgeordneter. Gleichzeitig versuchte die Partei, die Genossen vom Besuch anderer Kneipen abzuhalten. Regelmäßig erschienen in den ihr nahe stehenden oder von ihr unterhaltenen Tageszeitungen Listen mit Lokalen, von deren Besuch abgeraten wurde.²⁶ Dass solchen Appellen durchaus Erfolg beschieden war, lässt sich für Hamburg nachweisen. Als sich Mitte der 1890er Jahre eine nicht unbeträchtliche Anzahl ehemals sozialdemokratischer Wirte in der Hoffnung, ein besser situiertes, zahlungskräftigeres Publikum zu gewinnen, den seinerzeit im Aufschwung begriffenen Antisemiten anschloss, boykottierten die Sozialdemokraten diese Lokale und zwangen so eine Reihe von Wirten, deren Rechnung nicht aufgegangen war und die an den Rand des Ruins geraten waren, zur Sozialdemokratie zurückzukehren.²⁷

Andere Wirte wurden wiederum derart von der Stadtverwaltung und bisweilen auch vom Militär unter Druck gesetzt, dass sie schon an der Eingangstüre mittels dort angebrachter Schilder zu verstehen gaben, dass sie sozialdemokratische Gäste zu dulden nicht bereit waren. Andere schmückten ihren Raum mit patriotischen Bildern und erreichten dadurch eine politisch homogene Zusammensetzung ihres Publikums. Quantitativ lässt sich das allerdings für die hamburgischen Kneipen nur bedingt nachweisen. Selbst ein so guter Beobachter wie der Vigilant Jochum hat nur in 44,5 Prozent der stichprobenartig ausgewerteten Berichte die politische Gesinnung der Kneipengäste notiert. Wir wissen nicht, ob die miteinander Karten spielenden, über unpolitische Themen sich unterhaltenden Gäste immer derselben Partei anhängen. Angesichts der geringen Zahl lagerübergreifender Gespräche über Politik – unter den explizit politischen Gesprächen machen diese nur 5,4 Prozent aus – lässt sich immerhin vermuten, dass die Besucher in der Regel demselben Lager zuzurechnen sind.²⁸

Noch seltener kamen Angehörige verschiedener Ethnien miteinander ins Gespräch. Das lässt sich insbesondere am Freizeitverhalten der deutsch-polnischen Community, der größ-

3. August 1910 bzw. dem 22. Oktober und dem 18. November 1910 (Scharnweber) angefertigt haben, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 3930–4, Bd. 1, S 3930–48 und S 3930–50.

26 Vgl. für Berlin Edgar Milhaud: *La Démocratie Socialiste Allemande*, Paris 1903, S. 76.

27 Siehe Evans: Einleitung, in: ders. (Hg.): *Kneipengespräche*, S. 27f.

28 Das ergibt eine Auswertung von 92 Kneipengesprächen, enthalten in 135 zwischen dem 7. Dezember 1892 und dem 30. Dezember 1893 angefertigten Vigilanzberichten von Schutzmann Jochum, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 3930–4, Bd. 1.

ten ethnischen Minderheit im Großraum Hamburg nachweisen.²⁹ Schwieriger fällt es, Aussagen über das christlich-jüdische und das katholisch-protestantische Verhältnis zu treffen. Angesichts der in Hamburg nur geringen Kirchlichkeit spielte Konfession hier nur eine untergeordnete Rolle. Gleichwohl ist einer Analyse anderer Freizeiträume zu entnehmen, dass eine Segregation auch längs konfessioneller Trennlinien bestand.³⁰ Geringer als erwartet fällt demgegenüber die Trennung der Geschlechter ins Gewicht. Dass die in Benimmbüchern immer wieder formulierte Norm, Frauen hätten öffentliche Restaurants nur in Begleitung ihrer Männer zu besuchen und Kneipen nach Möglichkeit zu meiden,³¹ sich keineswegs mit der Wirklichkeit deckte, lässt sich mit Hilfe der Vigilanzberichte belegen. Zwar treten hierin die Frauen kaum als Gesprächspartnerinnen in Erscheinung, wohl aber waren sie in der Regel zugegen, wenngleich ihr Anteil nur bei durchschnittlich 10 Prozent lag.³²

Inhalte interpersonaler Kommunikation

In der Regel handelte es sich bei der Kneipe also um einen geschlossenen oder halboffenen Raum. Nichtsdestoweniger zeigt die Analyse der hamburgischen Kneipenlandschaft, dass es auch offene Räume gab: Räume, in denen Angehörige beiderlei Geschlechts, verschiedener Ethnien, Konfessionen, Lager und Schichten aufeinander trafen. Wie verlief in solchen Fällen die Kommunikation? Worüber wurde gesprochen, worüber wurde nicht gesprochen? Wir unterscheiden im Folgenden zwei Typen von Gesprächen: das unpolitische und das politische. Letzteres umfasst nicht nur Gespräche, in denen Themen politischer und weltanschaulicher Natur verhandelt werden, sondern auch solche, in denen die ethnische oder geschlechtliche Identität berührt wird. Selbst ein Gespräch übers Kochen kann also, sofern hierbei bestimmte Konnotationen vorliegen, als tagespolitisches Gespräch firmieren. Im Mittelpunkt stehen freilich solche Gespräche, in denen es um die „harten“ politischen Themen der Verfassungs-, der Sozial- und der Wirtschaftspolitik ging.

Empfehlungen namentlich seitens der Arbeitgeber, das Politisieren darüber in den Kneipen zu unterlassen, waren während der Bismarckzeit immer wieder ausgesprochen worden.³³ Schon ein flüchtiger Blick in die Vigilanzberichte zeigt jedoch, dass gerade die sozialdemokratischen Arbeiter auf solche Appelle nichts gaben. Ungeachtet aller bis 1914 andauernden

29 Siehe dazu grundsätzlich auch Elke Hauschildt: *Polnische Arbeitsmigranten in Wilhelmsburg bei Hamburg während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik*, Dortmund 1986.

30 Siehe dazu auch Olaf Blaschke: *Der „Dämon des Konfessionalismus“*. Einführende Überlegungen, in: ders. (Hg.): *Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter*, Göttingen 2002, S. 13–69.

31 Siehe etwa J[an] v[an der] Eltz [d.i. Tony Kellen]: *Das goldene Anstandsbuch. Ein Wegweiser für die gute Lebensart zu Hause, in Gesellschaft und im öffentlichen Leben*, Essen 1918, S. 472.

32 Dieser Befund beruht auf einer Auswertung der zwischen Mai und Juli 1910 angefertigten Vigilanzberichte von Schutzmann Meyer, in: *StaatsA HH*, 331–3, *Politische Polizei*, S 3930–48.

33 Siehe etwa Alfred Krupp: *Ein Wort an die Angehörigen meiner gewerblichen Anlagen*, Essen 15. März 1877, zitiert nach Diedrich Baedeker: *Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen*. Mit einer Beschreibung der heutigen Kruppischen Werke. Nach zuverlässigen Quellen, Essen 1912, S. 160–168, hier 160 und 165.

Kontrollen und Repressionen: im Verlauf der Sozialistengesetze hatte sich die Kneipe zum zentralen Raum politischer Meinungs- und Aktionsbildung entwickelt. Auch bei privaten Zusammenkünften wurde nicht nur übers Wetter oder über unpolitische Angelegenheiten geredet. Die Protokolle dokumentieren, dass kein innen- und kein außenpolitisches Thema ausgelassen wurde. Fragen von existentieller Bedeutung, etwa über die Arbeits- und Wohnverhältnisse, sind darin ebenso festgehalten wie Diskussionen über die innerparteilichen Konflikte, das Verhalten des Kaisers oder die Kolonialpolitik.³⁴

Gleichwohl machen die politischen Gespräche nur einen geringen Prozentsatz in den Vigilanzberichten aus. In der Regel bemerkt der Beamte, dass „keine bemerkenswerthen Gespräche“ geführt worden seien. Dies ist weder auf die Archivierung³⁵ noch auf eine Schreibmüdigkeit der Beamten allein zurückzuführen. Selbst ausdauernde, an politischen Vorgängen offensichtlich hochgradig interessierte Vigilanten berichten durchweg von Gästen, die sich ausschließlich über private Dinge auslassen oder gar nicht unterhalten, die schweigen, Karten oder Billard spielen. Einer stichprobenartigen Auswertung von 144 Vigilanzberichten, die Schutzmann Jochum zwischen dem 7. Dezember 1892 und dem 30. Dezember 1893 über insgesamt 375 Kneipenbesuche verfasst hat, ist zu entnehmen, dass er nur in 27,5 Prozent der besuchten Kneipen auf Gäste traf, die sich über politische (zumeist die eigene Arbeitssituation berührende) Fragen unterhielten. In weiteren 5,3 Prozent ist es aufgrund konkreter Angaben über die gemeinhin übliche Zusammensetzung des Publikums einer bestimmten Kneipe durchaus wahrscheinlich, dass auch hier Politik einen Gegenstand der Unterhaltung bildete. Nichtsdestoweniger sind mehr als zwei Drittel (67,2 %) aller festgehaltenen Kommunikationssituationen unpolitischer Natur.³⁶

Freilich wäre es verfehlt, daraus auf einen niedrigen Politisierungsgrad der in den Kneipen verkehrenden Handwerker, Händler, Lehrer und Arbeiter zu schließen. Im Gegenteil: Berücksichtigt man den Umstand, dass viele Gäste aus Angst vor Bespitzelung und Denunziation grundsätzlich leise miteinander redeten und beim Betreten eines neu hinzutretenden, ihnen unbekanntes Gastes das Thema wechselten oder gar ihr Gespräch abrupt beendeten, ist von einer weitaus höheren Dunkelziffer explizit politischer Gespräche auszugehen, einer Zahl, die die in freiheitlich-demokratisch organisierten Gesellschaften vermutlich sogar übertrifft. Das zeigt ein Vergleich mit Ergebnissen einer 1936 in „Worktown“ (Pseudonym für eine 180.000 Einwohner zählende Stadt in Großbritannien) durchgeführten Erhebung. Der Forschergruppe Mass Observation zufolge drehten sich 18 Prozent der Gespräche um Pubs und ums Trinken, 16 Prozent um Wetten, 15 Prozent um persönliche Angelegenheiten, 13 Prozent um Sport und 6 Prozent ums Wetter. Insgesamt handelte es sich also in 68 Prozent aller (von Barkeepern notierten) Gespräche um Unterhaltungen unpolitischer Inhalts. Nur in 32 Prozent der Worktown-Gespräche wurden Themen ange-

34 Das ist schon dem Inhaltsverzeichnis der von Evans herausgegebenen Kneipengespräche im Kaiserreich zu entnehmen.

35 Bei denjenigen Berichten, die aus dem Korpus herausgetrennt und in anderen Akten abgeheftet wurden, handelt es sich nur um einen Bruchteil, der das Gesamtbild nicht verzerrt.

36 Ausgewertet wurden 144 Vigilanzberichte von Schutzmann Jochum vom 7. Dezember 1892 bis zum 30. Dezember 1893, in denen insgesamt 375 Kneipenbesuche dokumentiert sind, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 3930–4, Bd. 1.

schnitten, die im weitesten Sinne politischer Natur waren: 12 Prozent drehten sich um den Beruf, 9 Prozent ums Geld, 8 Prozent um Tagespolitik, 2 Prozent um Filme und 1 Prozent um Krieg.³⁷ In den 1960er, 1970er und 1980er Jahren durchgeführte Untersuchungen in den USA und in Westdeutschland sind zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Nirgendwo bildete in den Kneipengesprächen Politik das beherrschende Thema;³⁸ und fast immer war sie „eingewoben in den lebensweltlichen Zusammenhang des Publikums“.³⁹ Kurzum: die Unter- und Mittelschichten des deutschen Kaiserreiches waren keineswegs unpolitischer als die Bürger nicht-autoritärer Systeme im 20. Jahrhundert.

Formen interpersonaler Kommunikation

Allerdings vollzog sich eine solche politische Kommunikation zumeist innerhalb eines Milieus. In der Regel handelt es sich dabei um *Konsensgespräche*. Deren Kommunikanten gehören demselben Milieu an, zwischen ihnen besteht keinerlei Meinungsverschiedenheit. Selten stoßen wir in der Überlieferung auf *Streitgespräche ersten Grades*, Gespräche, in denen die Kommunikanten durch einen Basiskonsens miteinander verbunden sind und sich lediglich über ein Detail uneinig sind. Noch seltener dokumentiert sind *Streitgespräche zweiten Grades*, in denen die Kommunikanten verschiedenen Milieus zuzurechnen und dementsprechend durch einen fundamentalen Dissens voneinander getrennt sind, der sich auch in der Diskussion manifestiert.

Immerhin: Solche Fälle liegen vor. Im Folgenden unterscheiden wir vier Diskusstypen. Erstens das *dialogische Streitgespräch*, bei dem die kontroversen Positionen auf verbale Weise ausgetauscht werden und in dem die Kommunikanten das Gespräch im gegenseitigen Einverständnis beenden. Im Idealfall mündet ein solches Gespräch in einen Konsens infolge freien Meinungs-austausches; eine weitere Variante ist, dass der Konflikt ausgesetzt und ein neuer Schauplatz eröffnet wird, auf dem sich die beiden Kontrahenten gegen einen Dritten (der nicht anwesend sein muss) verbünden. Das ergebnislose Streitgespräch, in dem die Kommunikanten ihre konträren Meinungen artikulieren, ohne zu einem einvernehmlichen Ergebnis zu gelangen, bildet die dritte Variante des dialogischen Streitgesprächs. Zweitens das *monologische Streitgespräch*, bei dem nur eine Position verbal artiku-

37 Siehe Mass Observation: *The Pub and the People. A Worktown Study*, London/Melbourne/Sidney/Auckland/Johannesburg 1987 [1943], S. 186f.

38 Siehe Marshall B. Clinard: *The Public Drinking House and Society*, in: David J. Pittman/Charles R. Snyder (Hg.): *Society, Culture, and Drinking Patterns*, New York/London 1962, S. 270–292, hier S. 280; Henning Duncckelmann: *Lokale Öffentlichkeit. Eine gemeindesoziologische Untersuchung*, Stuttgart/West-Berlin/Köln/Mainz 1975, S. 248f.; Wolfgang Miltner: *Kneipenleben und Street Work. Eine Analyse der Interaktions- und Kommunikationsstrukturen zweier Stammesbesuchergruppen einer proletarischen Eck-Kneipe und der in diesem Kontext möglichen Ansätze von Street Work*, Tübingen 1981, S. 161–196; Jörg Kraußlach/Friedrich W. Düwer/Gerda Fellberg: *Aggressive Jugendliche. Jugendarbeit zwischen Kneipe und Knast*, München ²1977, S. 147–153 und 170–189; und Diethard Kuhne/Lea Pistorius: *Über die psychosoziale Funktion der Kneipentheke für Angehörige der Kleinstadt-„Scene“*, in: *Gruppendynamik. Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie* 15 (1984), S. 361–368.

39 Georg Wedemeyer: *Kneipe & politische Kultur*, Pfaffenweiler 1990, S. 91.

liert wird und derjenige Kommunikant, der anderer Meinung ist, das Gespräch schweigend begleitet: als passiver nicht zu Wort kommender Zuhörer oder als aktiver Gesprächsteilnehmer, der seinem Gesprächspartner durch beredtes Schweigen sowie durch nonverbale Gestik oder Mimik signalisiert, dass er einen Themenwechsel wünscht. Drittens das *eskalierende Streitgespräch*, bei dem die Kommunikanten über ihre inhaltlichen Differenzen derart in Streit geraten, dass sie das Gespräch abrupt abbrechen und mitunter auch den Raum verlassen. Viertens das *in Gewalt übergehende Gespräch*, bei dem sich die Kommunikanten indirekter oder direkter Gewalt bedienen.

Untersucht man die in den Vigilanzberichten dokumentierten Streitgespräche ersten und zweiten Grades auf die Konjunktur dieser vier Diskussionstypen, ergeben sich signifikante Unterschiede im milieuinternen und milieuübergreifenden Kommunikationsverhalten. In milieuinternen Diskussionen dominiert eindeutig das dialogische Streitgespräch (mit 93,3 Prozent). Dabei ging es zumeist um Detailfragen der politischen Strategie und Taktik. Die Fälle, in denen weltanschauliche Grundsatzfragen auf dialogische Weise diskutiert werden, sind hingegen sehr viel seltener: unter den Streitgesprächen zweiten Grades machen sie nur 30 Prozent aus. Sehr viel häufiger kam es hier zu einer Eskalation des Streitgesprächs, in genau der Hälfte der ausgewerteten Fälle bricht einer der Kommunikanten das Gespräch ab. Zum Vergleich: Bei Streitgesprächen ersten Grades sind es nur 6,7 Prozent. Monologen begegnen wir hier überhaupt nicht; bei Streitgesprächen zweiten Grades in immerhin 20 Prozent aller Fälle. Gewalt ist in den Berichten nicht dokumentiert, weder direkte noch indirekte.⁴⁰ Allerdings erweisen sich die Vigilanzberichte hier als eine nicht ganz zuverlässige Quelle. Anderen Quellen ist zu entnehmen, dass gerade in national-konservativen Kreisen des Bürgertums das Denunzieren staatsfeindlicher Reden Gang und Gäbe war. Das sei im Folgenden an einem Fallbeispiel, der Majestätsbeleidigung, exemplifiziert.

Kaum eine Persönlichkeit des Kaiserreichs war so umstritten wie Wilhelm II. Die Anhänger und Gegner verteilten sich auf alle Lager, alle Schichten, alle Konfessionen. Zwar waren selbst unter den sozialdemokratischen Proletariern nicht alle dem Kaiser gegenüber feindlich eingestellt.⁴¹ Auch im katholischen Milieu hatten viele ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht.⁴² Erst während des Ersten Weltkrieges schlug die wachsende Unzufriedenheit in einen Autoritätsverlust des Kaisers um.⁴³ Zwar gab es in allen Kreisen, auch denen des evange-

40 Ausgewertet wurden insgesamt 25 Streitgespräche, die in den Vigilantenberichten der Schutzmänner Fritze, Jochum, Sokolowski, Hopstock, Erleben, Graumann, Kramer, Noroschat, Zerulli und Szymanski festgehalten sind, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S. 3930–3, Bd. 2; S 3930–4, Bd. 1, 2 u. 3; S. 3930–9; S 3930–10; S 3930–21, Bd. 4–5; S 3930–22, Bd. 2, 3, 5–8; S 3930–28, Bd. 2; S 3930–30, Bd. 1; S 3930–38, Bd. 2 und S 3930–40, Bd. 2 u. 3.

41 Marina Cattaruzza: Das Kaiserbild in der Arbeiterschaft am Beispiel der Werftarbeiter in Hamburg und Stettin, in: John C. G. Röhl (Hg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte, München 1991, S. 131–144.

42 Das lässt sich nicht zuletzt am Verlauf der Kaiserfeiern ablesen: an der gelungenen Einbeziehung weiter Bevölkerungsteile selbst in so ultramontan geprägten Regionen und Städten des Reiches wie Münster. Siehe Gisela Weiß: Kaiserfeiern in Westfalen – Zur politischen Kultur des Zweiten deutschen Kaiserreiches, in: Westfalen 71 (1993), S. 93–120, hier S. 118f.

43 Siehe Volker Ullrich: Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871–1918, Frankfurt am Main 1997, S. 143–153.

lischen Bürgertums immer wieder kritische Stimmen, die sich vor allem über das diplomatische Ungeschick Wilhelms empörten. Zweifellos war die sozialdemokratische und auch die katholische Arbeiterbewegung dem Kaiser mehrheitlich feindlich gesonnen.⁴⁴ Gerade im nationalistisch-konservativen Bürgertum erfreute sich der Kaiser großer Beliebtheit. Dementsprechend spannungsreich verliefen deren Gespräche mit solchen Kommunikanten, die sich abfällig über Wilhelm äußerten.

Rudolf Rocker, der 1873 in Mainz geborene, über die Sozialdemokratie zum Anarchosyndikalismus gelangte Sozialismus-Kritiker hat in seinen Memoiren eine solche Situation einfühlsam beschrieben. Rocker, der als junger Mann Anschluss an eine Gruppe ehemaliger 48er-Revolutionäre suchte, wurde eines Tages Zeuge, wie der Primus inter pares dieser achtbis zehnköpfigen „Heckergarde“, der alte Volck, aufgrund einer harmlosen Bemerkung für drei Monate ins Gefängnis wandern musste. Der in einfachen Verhältnissen lebende Volck, der mit einem Freund an einem Wirtshaustisch saß, an dem auch ein preußischer Feldwebel Platz genommen hatte, ließ einen italienischen Gipsfigurenhändler, der Büsten Kaiser Wilhelms I. verkaufen wollte, mit den Worten „Danke ich bin Republikaner und habe für dergleichen Dinge keine Verwendung“ abblitzen. Als sich daraufhin der Feldwebel einschaltete, mit dem Händler zu feilschen begann, aber nur die Hälfte des Preises, 25 Pfennige, zu zahlen gewillt war, warf Volck ein: „Na, einem preußischen Feldwebel sollte der Mann immerhin noch fünfzig Pfennige wert sein.“ Das war zuviel. Der Soldat verließ das Gasthaus und kehrte mit einem Schutzmann zurück, der den Alt-Achtundvierziger verhaftete. Auf Rocker, der nach eigenem Erkennen für Kraftworte anfällig war, entfaltete dies Erlebnis eine katalytische Wirkung. Volcks Ansicht, dass „Gewalt von oben nur durch die Gewalt von unten beseitigt werden könnte“, hatte für Rocker „etwas Bestrickendes, das durch die brutale Wirklichkeit der preußischen Polizeiwirtschaft nur vertieft wurde“. Der Jungsozialist schloss sich denn auch sehr früh den ‚Jungen‘ in seiner Partei an, die gegen August Bebel und Friedrich Engels opponierten und den Weg parlamentarischer Reformen als illusionär ablehnten. Mit 18 Jahren begann er dann, sich dem Anarchismus anzunähern.⁴⁵

Nun kann man auf der Grundlage der überlieferten Erinnerungen die reale Zahl solcher Erlebnisse nicht erfassen. Den Leser interessieren Konflikte – konfliktarme Gespräche langweilen ihn. Dementsprechend konfliktlastig sind die in Selbstzeugnissen überlieferten Dialoge. Freilich steht zu vermuten, dass die Zahl realer Erlebnisse für das Herausbilden gruppenspezifischer Einstellungen und Verhaltensweisen weniger ins Gewicht fällt als die Intensität, mit der prominente Erlebnisse kolportiert und im kollektiven Gedächtnis der Gruppe wach gehalten werden. Rocker hat diesen Vorfall denn auch nicht zufällig an den Beginn seiner über dreihundertseitigen Biographie gestellt, die den Leser von Mainz über Frankreich, England und Deutschland in die USA führt (wo er 1958 verstarb). Gespräche wie dieses mögen

44 Vgl. die Ausführungen zur bayerischen Arbeiterbewegung bei Werner K. Blessing: Der monarchische Kult, politische Loyalität und die Arbeiterbewegung im deutschen Kaiserreich, in: Arbeiterkultur, hg. von Gerhard A. Ritter (überarb. Ausgabe des Hefes *Worker's Culture* des JCH 13/2 (April 1978), hg. von Walter Laqueur und George L. Mosse), Königstein i.Ts. 1979, 185–228, hier S. 195–197.

45 Rudolf Rocker: Aus den Memoiren eines deutschen Anarchisten, hg. von Magdalena Melnikow und Hans Peter Duerr, mit einer Einleitung von Augustin Souchy und einem Nachwort von Diego Abad de Santillán, Frankfurt am Main 1974, S. 18–20.

keine Repräsentativität beanspruchen; in der zeitgenössischen Wahrnehmung aber wurden sie für repräsentativ gehalten. Und tatsächlich: In nahezu sämtlichen eingesehenen, von Angehörigen der Arbeiterbewegung verfassten Selbstzeugnissen aus der Zeit des Kaiserreichs sind Fälle bezeugt, in denen Polizei oder Arbeitgeber bei solchen Gesprächen intervenierten. In vielen der beschriebenen Fällen gab es zudem ein Nachspiel: sei es, dass der Betreffende entlassen, sei es, dass er vor Gericht gezerrt und wegen Majestätsbeleidigung o.ä. zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde.

Bezeichnenderweise finden sich solche Fälle nicht in der einschlägigen Überlieferung von Kommunikationssituationen, an denen ausschließlich Proletarier teilhatten. Die mangelnde Bereitschaft zur Denunziation kommt gelegentlich sogar in den Gesprächen selbst zum Ausdruck, etwa in dem Streit, den ein sozialdemokratischer Töpfer mit einem kaisertreuen Bahnarbeiter und dessen Freund am 4. August 1893 in der hamburgischen Kellerwirtschaft von H.J.J. Schmidt (Bankstr. 212) ausficht. Die drei, bereits in angetrunkenem Zustand, kommen im Verlauf ihrer Unterhaltung auch auf den Kaiser zu sprechen. Als der Töpfer seine ablehnende Haltung zu erkennen gibt („Ich setze dem Kaiser keinen Ofen, und wenn er mir sonst was bietet“), stimmt der Bahnarbeiter demonstrativ einen Gesang an („Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“). Der Töpfer hält daraufhin nicht länger an sich: „Was, du bist ein Preuße? [...] dann bist du was Rechtes! Ich bin ein echter Sozialdemokrat.“ Worauf letzterer sagte: „Ja, ich bin ein Preuße mit Stolz, eingeborener Pommer, und bin jetzt königlich preußischer Staatseisenbahnangestellter!“ Das wiederum provoziert den sozialdemokratischen Töpfer derart, dass er nach der Melodie der *Marseillaise* das Lied *In des Waldes tiefsten Gründen* anstimmt und sich zu einer Majestätsbeleidigung hinreißen lässt: „Was ist der Kaiser? Der Kaiser ist in meinen Augen gar nichts! Wenn du was willst, dann gehe hin und zeige mich an!“ Dazu aber lassen sich die beiden kaisertreuen Gesprächspartner nicht verleiten. Sie stehen auf und verlassen die Wirtschaft, einer mit den Worten „Wenn du diesen dummen Schnack nicht nachlässt, dann gehe ich weg, ich will mit solchem Kram nichts zu tun haben. Du weißt nicht mehr, was du sprichst.“ Und die Wirtin wendet sich an den vierten Gast, den inkognito anwesenden Vigilanten Hopstock, und versucht, die Situation mit den Worten „Wie kann man sich bloß so weit vergessen? Wenn er nüchtern ist, so ist er der beste Mensch“ zu entschärfen.⁴⁶

So häufig es in der Arbeiterschaft zu Diskussionen über das politische Handeln Wilhelms II. kam und so kontrovers diese auch geführt wurden: ein Rückgriff auf übergeordnete Gewalten wurde in den Quellen, weder den Selbst-Zeugnissen noch den Vigilanz-Berichten, gefunden, vielmehr verliefen die Gespräche zumeist nach dem Muster verbaler Eskalation. Charakteristisch ist ein Vorgang, wie er sich am 27. Mai 1893 zwischen 21 und 22 Uhr im Lokal von J. Bohnsack ereignete, einer vor allem von Steinbrüggern, Hafenarbeitern und Angestellten der Stadtwasserkunst besuchten Wirtschaft Hamburgs. Der Vigilanzbeamte Hopstock wurde Zeuge eines Streitgesprächs, das sechs an einem Tisch sitzende Arbeiter führten. In scharfer Form kritisierte gerade einer von ihnen die langen auf Kosten der Arbeiterschaft finanzierten Vergnügungstreisen des Kaisers („Wer muss diese Reisen alle bezahlen? Der Ar-

⁴⁶ Vigilanzbericht von Schutzmann Hopstock vom 4. August 1893, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 3930–10, abgedruckt auch bei Evans (Hg.): Kneipengespräche, S. 328f.

beiterstand; uns armen Leuten wird noch das bisschen Fell ganz und gar über die Ohren gezogen“). Freundlich, aber bestimmt widersprach ihm darauf einer der anderen: „Lass gut sein, wir können über unseren Kaiser bis jetzt noch nicht klagen, er hat schon sehr viel Gutes eingeführt, und er kann ja auch nicht immer so, wie er will. [...] Er hat für den Arbeiterstand schon mehr getan wie seine Vorgänger. Ich kann den Mann nur loben, deswegen werde ich nie einen Kandidaten wählen, welcher der Sozialdemokratie angehört.“ Für einen dritten Gesprächsteilnehmer, einen Anhänger der Sozialdemokraten, war das des Schlechten zuviel. Empört stand er auf und verließ mit den Worten „Wenn du solchen Glauben hast, dann werde man auf diesen selig. Mein Kaiser ist Bebel!“ die Tischrunde. Die übrigen Teilnehmer zeigten sich darüber weder verärgert noch erstaunt, im Gegenteil. „Mit solchen Sachen“ dürfe man diesem nicht kommen, er sei „ein echter Sozialdemokrat“, kommentierte einer der Verweilenden verständnisvoll diesen Akt passiver Aggression. Eine Reaktion, die die Normalität eines solchen Kommunikationsverhaltens indiziert: Von einem überzeugten Anhänger der Sozialdemokratie waren die Zeitgenossen offenbar nichts anderes gewöhnt. Tatsächlich endete Kommunikation zwischen Linken und Rechten in der Regel mit einem abrupten Abbruch des Gespräches.⁴⁷

Der Verlauf lagerübergreifender Kneipengespräche war also primär bestimmt durch die soziale Herkunft der Kommunikanten. Während für das Bürgertum immer wieder das Einschalten übergeordneter Gewaltinstanzen bezeugt ist, scheint die Arbeiterschaft vor diesem Mittel zurückgeschreckt zu haben: teils aus Solidarität, teils aus einem grundsätzlichen Misstrauen der Staatsmacht gegenüber.

Resümee und Ausblick

In vielerlei Hinsicht sind die für das Kommunikationsverhalten in Kneipen gewonnenen Ergebnisse repräsentativ. Das zeigt ein Vergleich mit dem Verhalten in anderen Räumen: in der Abendgesellschaft etwa oder am Arbeitsplatz.⁴⁸ Durchweg zeigt sich, dass von Erosion der im Kaiserreich sich konstituierenden Milieus auch nach 1890 nicht gesprochen werden kann. Nur selten pflegten die ihren Milieus verhafteten Menschen mit Andersdenkenden oder -gläubigen in Kontakt zu treten. Wobei die Grenzen nicht nur zwischen den Milieus, sondern auch mitten durch diese hindurch verliefen. Je nach sozialer Lage und ethnischer Herkunft, politischer Gesinnung, konfessioneller und geschlechtlicher Zugehörigkeit bildeten sich weitgehend voneinander autonome Kommunikationsgemeinschaften heraus, die sich nur selten kreuzten.

Sobald es zu solchen Überschneidungen kam, pflegten die Kommunikanten strittige Themen zu meiden. Lager- und geschlechtsübergreifende Kommunikation war äußerst starken Restriktionen unterworfen, eine Problematisierung kontroverser Anschauungen, eine Thematisierung identitätsspezifischer Differenzen war verpönt und auch unüblich. Dement-

47 Vigilanzbericht von Schutzmann Hopstock vom 27. Mai 1893, in: StaatsA HH, 331–3, Politische Polizei, S 3930–10, abgedruckt auch bei Evans (Hg.): Kneipengespräche, S. 328.

48 Siehe dazu demnächst Owzar: Kommunikation und Konflikt.

sprechend selten sind nicht nur Streitgespräche politischen und religiösen Inhalts dokumentiert, sondern auch Unterhaltungen über weltanschauliche Fragen, über Wissenschaft oder über Sexualität.

Das auf all diesen Themen lastende Tabu kam auch dann zum Ausdruck, wenn ein Sprecher dagegen verstieß. Denn gemeinhin mündeten solche Gespräche in Schweigen, eskalierten oder wurden binnen weniger Minuten abgebrochen. Abgesehen von den Fällen, in denen ein zumeist bürgerlicher Kommunikator einen meist linken Arbeiter bei der Polizei denunzierte, kam es nur höchst selten zur Anwendung indirekter oder gar direkter Gewalt. Mithin können weder Gewalt noch Befehlen und Gehorchen als zentrale Kommunikationsstrategien im Alltag bezeichnet werden. Den Normalfall bildete vielmehr das Nicht-Sprechen, das Schweigen.

Eine solche Gesprächsstrategie hatten die meisten schon als Kinder oder Jugendliche internalisiert: beim Militär, in der Schule und auch im Elternhaus. In bürgerlichen wie in proletarischen Familien wurde nämlich kaum über Politik geredet. Das unterscheidet das deutsche Streitverhalten von dem in englischen Bürgerfamilien des 19. Jahrhunderts üblichen, besaß hier doch das politische Tagesgeschehen einen „ungebrochen hohen Stellenwert“.⁴⁹

Allerdings ginge man fehl, wollte man das für Deutschland nachweisbare Kommunikationsverhalten als Ausdruck von Politikferne oder Untertanengeist werten, so wie es in der politischen Kulturforschung der 1980er Jahre üblich war.⁵⁰ Denn ganz zweifellos verfügte die Mehrheit sowohl der Ober- als auch der Unter- und Mittelschichten über feste politische Ansichten. Und sie artikulierten diese auch. Freilich nur dann, wenn sie unter sich waren und keinen Widerspruch, keinen Konflikt fürchten mussten. Nicht Politikferne, nicht Untertanengeist, sondern Konfliktscheu ist mithin das herrschende Verhaltensmuster, das sich für nahezu alle Teile der deutschen Gesellschaft nachweisen lässt.

Die Ursachen dafür sind vielfältiger, sicherlich auch anthropologischer Art. Einen großen Teil der Menschen – das ist sozialpsychologischen Untersuchungen der 1950er und 1960er Jahre zu entnehmen – verleitet die Angst⁵¹, nicht dazuzugehören, sich dem Mehrheitsurteil anzuschließen, auch wenn sie dieses unter anderen Umständen weit von sich weisen würden. Andere – dafür hat Elisabeth Noelle-Neumann den Begriff der „Schweigespirale“ geprägt⁵² – werden aus Isolationsfurcht still und stumm. Allerdings handelt es sich hierbei – auch das zeigen die Untersuchungen – um ein historisch wandelbares Phänomen. Für die Massivität, mit der es im Kaiserreich auftrat, muss es also noch andere Erklärungen geben. Eine zentrale

49 Gunilla Friederike Budde: *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung in deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914*, Göttingen 1994, S. 369–377, Zitat S. 376.

50 Siehe etwa Martin Greiffenhagen: *Vom Obrigkeitsstaat zur Demokratie. Die politische Kultur in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Peter Reichel (Hg.): *Politische Kultur in Westeuropa. Bürger und Staaten in der Europäischen Gemeinschaft*, Bonn 1984, S. 52–76, hier S. 54.

51 Siehe Solomon E. Asch: *Effects of Group Pressure upon the Modification and Distortion of Judgments*, in: Harold Guetzkow (Hg.): *Groups, Leadership and Men. Research in Human Relations, Reports on Research Sponsored by the Human Relations and Morale Branch of the Office of Naval Research 1945–1950*, New York 1963, S. 177–190 und Stanley Milgram: *Nationality and Conformity*, in: *Scientific American* 205 (1961), S. 45–51.

52 Elisabeth Noelle-Neumann: *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung – unsere soziale Haut*, München 1960.

Rolle spielten die mit dem Obrigkeitsstaat verbundenen Faktoren. Viele leitete die (durchaus berechnete) Angst vor Entlassung oder einem Karriereknick, vor Bespitzelung und Denunziation. Nicht nur in der Kneipe, auch am Arbeitsplatz⁵³ oder in der Abendgesellschaft, in der Schule oder beim Militär empfahl es sich nicht, unbefangen zu sprechen, insbesondere dann nicht, wenn man zu einer gesellschaftlichen oder politischen Minderheit zählte. Nur intern, im Kreise Gleichgesinnter, durfte man sich austauschen, hier wurde Solidarität geübt, hier baute man gegenseitig sein Selbstbewusstsein auf.

Als Ursache für das eigentümliche Kommunikationsverhalten nicht zu unterschätzen sind zudem die von Parteien und Vereinen ausgehenden Impulse. Schweigen war eine kommunikative Praxis, die auf jeder Vereinssitzung, auf jeder Parteiversammlung eingeübt wurde. Nur wer sich einem genau festgelegten Reglement unterwarf, durfte mitreden. Gerade die Arbeiterbewegung hatte an dieser Form der Disziplinierung einen hohen Anteil. Sie konditionierte ihre Mitglieder nicht nur auf einen Gewaltverzicht im Rahmen politischer Auseinandersetzungen⁵⁴, sie disziplinierte sie auch für den parteiinternen Konflikt, etwa indem sie die Dissidenten zum Schweigen verurteilte.

Ausschlaggebend ist wohl noch ein weiterer Grund: die Angst der meisten Bürger, das mühsam hergestellte Gleichgewicht zwischen den Schichten und Konfessionen, den Lagern und Ethnien zu stören. Angesichts der ungewöhnlich stark ausgeprägten Konfliktlagen und der wenigen attraktiven Konsensangebote fürchteten zahlreiche Kommunikanten, mit einer Meinungsverschiedenheit einen Grundsatzkonflikt auszulösen. Insofern handelte es sich beim Schweigen um eine durchaus funktionale Form des Konfliktmanagements. Es würde mithin der historischen Situation nicht gerecht, wollte man das zeitgenössische Kommunikationsverhalten an einem Habermas'schen Diskursideal messen.⁵⁵ Denn angesichts der latenten Spannungen war es durchaus sinnvoll, Angehörigen anderer Konfessionen oder politischer Gesinnungen aus dem Wege zu gehen, potentielle Streitauslöser zu meiden oder ein eskalierendes Gespräch abrupt zu beenden.

So funktional diese Strategie bis 1914 sein mochte, nach dem Ersten Weltkrieg, als die deutsche Gesellschaft aus ihrem labilen Gleichgewicht geriet, zeitigte dies Verhaltensmuster auch negative Folgen. Zwar stabilisierte die Präsenz des katholischen wie des sozialdemokratischen Milieus das politische System.⁵⁶ Andererseits beraubte der Mangel an Konfliktlösungsstrategien die demokratische Mitte der Gesellschaft um die Möglichkeit, die sich radikalisierenden Elemente auf der Rechten wie auf der Linken zu reintegrieren. Hier ist ein

53 Jochen Loreck: *Wie man früher Sozialdemokrat wurde. Das Kommunikationsverhalten in der deutschen Arbeiterbewegung und die Konzeption der sozialistischen Parteipublizistik durch August Bebel*, Bonn/Bad Godesberg 21978, S. 178.

54 Vgl. Thomas Welskopp: *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000, S. 291–338.

55 Vgl. Jürgen Habermas: *Wahrheitstheorien*, in: ders.: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt am Main 1984, S. 127–183, hier S. 174–183.

56 Siehe Franz Walter/Helge Matthiesen: *Milieus in der modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte. Ergebnisse und Perspektiven der Forschung*, in: Detlef Schmiechen-Ackermann (Hg.): *Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich*, Berlin 1997, S. 46–75, hier S. 55.

signifikanter Unterschied zwischen den im Sprechen und Streiten geübten Politikern und der gesellschaftlichen Basis zu beobachten. Während jene mit Ausnahme primär der Nationalsozialisten die Strategie kommunikativen Aushandelns auch im Alltag erfolgreich anzuwenden verstanden,⁵⁷ zogen sich diese aus dem politischen Streit weitgehend zurück und verzichteten auf ein produktives Austragen ihrer Meinungsverschiedenheiten. Damit aber hatten sie der von den Extremen ausgeübten Gewalt nichts entgegen zu setzen und waren nicht in der Lage, eine milieuübergreifende demokratische Plattform zu bilden. Fataler noch war vermutlich der sich im Nichtsprechen manifestierende Empathiemangel gegenüber den Opfergruppen des eskalierenden Terrors. Denn Protest gab es nur selten. Fast immer dominierte Schweigen. Und auch das ist eine Form von Handeln.

57 Siehe Thomas Mergel: *Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag*, Düsseldorf 2002.